

Fussball Homosexualität

Rütteln an der letzten Bastion

Die drei schwul-lesbischen Fanklubs der Schweiz wollen mit ihrer Präsenz mithelfen, dass sich das homophobe Klima im Fussball ändert. Damit kämpfen sie gegen ein Tabu an. *Von Christine Steffen*

David Bertsch und Peter Wolfensberger sitzen vor einem Spiel des FC Zürich in einem Restaurant beim Letzigrund und bestellen eine Cola zero. «Schon wieder ein Klischee, das wir erfüllen», sagt Wolfensberger. Die beiden sind schwul und FCZ-Fans. Eigentlich trinken Fussballfans Bier. Mit Vorurteilen kennen sich die beiden aus. Dasjenige, dass sich Schwule nicht für Fussball interessieren, widerlegen sie offensichtlich: Peter Wolfensberger ist Präsident der Letzi Junxx, des schwul-lesbischen Fanklubs des FCZ, den er 2009 zusammen mit David Bertsch gegründet hat. Dieser war schon in Stuttgart in einem schwul-lesbischen Fanklub; in Deutschland ist die Zahl der homosexuellen Fan-Gruppierungen seit Anfang der 2000er Jahre bereits auf 19 gewachsen.

Groteske Diskussion um Lahm

Bekennende Schwule im Fussball – ausgerechnet. Diese Sportart gilt als letzte Bastion der Männlichkeit. Sie ist geprägt von einer Kultur des Machismo und konserviert Reflexe, die in anderen Zusammenhängen wie in Politik und Wirtschaft undenkbar sind – wie die Verunglimpfung von Homosexuel-

len. Zwar nimmt die Akzeptanz für homophobe Äusserungen in Schweizer Stadien ab; trotzdem kommt es vor, dass gegnerische Fans, Spieler oder der Schiedsrichter als schwul bezeichnet werden. Schwul steht im Fussball für Schwäche. Und die ist verpönt.

Seit zwei Jahren hängt an den FCZ-Spielen nun also neben den Bannern der Südkurve auch eines in Regenbogenfarben. Die Reaktionen darauf?

Gegen Diskriminierung

In der Schweiz existieren drei schwul-lesbische Fanklubs: Die Wankdorf Junxx aus Bern, die 2007 als Erste gegründet wurden, die Letzi Junxx als Anhänger des FC Zürich und Queerpass Basel. Die Fanklubs stehen aber nicht nur Homosexuellen offen, sondern generell Fussballanhängern, die sich gegen Diskriminierung in den Stadien und im Fussball wehren. Sie haben je um die 20 Mitglieder. Diese besuchen einerseits zusammen die Spiele ihres Vereins und setzen sich andererseits mit verschiedenen Aktionen im Stadion gegen Homophobie ein. (cen.)



Mitglieder der Letzi Junxx mit ihrem Banner im Zürcher Stadion. (24. September 2011)

Keine. Auch Anfeindungen ist das Grüppchen, das sich meist im Sektor neben der Südkurve trifft, nicht ausgesetzt. Doch auch wenn die sichtbare Präsenz der Homosexuellen im Stadion keine Wellen wirft, sind Wolfensberger und Bertsch der Meinung, dass es die Manifestation braucht. Nicht zuletzt darum, weil es im Fussball nach wie vor offiziell keine Schwulen gibt. Die groteske Diskussion in Deutschland, ob Philipp Lahm oder Arne Friedrich schwul seien, zeigt das verkrampfte Verhältnis exemplarisch. «Der Fussball hinkt der Entwicklung in anderen gesellschaftlichen Bereichen hinterher», sagt Bertsch. Anders als beim Rassismus, bei dem zumindest in Schweizer Stadien ein Konsens herrscht, dass er inakzeptabel ist, wird Homophobie geduldet. Das beste Mittel dagegen sei Sichtbarkeit, sagt Wolfensberger. Er erhofft sich aber weit mehr als nur Akzeptanz der Homosexuellen im Stadion. Ziel sei eine «tiefergehende Veränderung im Spitzensport». Es müsse möglich sein, dass ein Schwuler Fussballprofi sein könne, ohne dass er Beeinträchtigungen erfahre. Für diese Änderung des Klimas, die einem Kulturwandel gleichkommt,

sprechen Wolfensberger und Bertsch eine gewisse Verantwortung. Ihre Präsenz soll dazu beitragen, dass zukünftig «positive Rollenmodelle» für homosexuelle Junge existieren.

Philipp Grünenfelder, der Präsident des schwul-lesbischen FCB-Fanklubs Queerpass, hält fest, dass sich die Muttenzer Kurve in Basel seit über zehn Jahren nicht mehr in schwulenfeindlicher Weise äussert. Trotzdem sei man im Stadion punktuell einer «homophoben Stimmung» ausgesetzt. Während rassistische und antisemitische Äusserungen stark nachgelassen hätten, werde etwa ein Ausdruck wie «Scheisschwuchtel» hingenommen. Hört er etwas in dieser Art, wehrt er sich – mit dem Risiko, beschimpft zu werden. Simon Weber von den Wankdorf Junxx sagt, nach der Gründung des schwul-lesbischen Fanklubs 2007 seien die homophoben Gesänge aus der Kurve verstummt. Im Eishockey, wo Homosexualität ganz totgeschwiegen werde, sei das anders. Da gehörten homophobe Fan-Gesänge noch heute zum Liedgut der Kurven. Bei der jüngsten Begabung des SC Bern mit dem ZSC etwa seien «alle schwul gewesen, erst alle Berner, dann alle Zürcher». Trotz-

dem war die Fankurve der letzte Ort, nach dem Elternhaus und der Arbeit, an dem sich Weber geoutet hat. Als Schwuler sei man sehr sensibel auf Diskriminierung – und das Stadion ist nicht der Ort, an dem man zuallererst mit positiven Reaktionen rechnet.

Kleinster gemeinsamer Nenner

Nebst der politischen Funktion erfüllen die schwul-lesbischen Fanklubs aber vor allem eine simple praktische: «Unverkrampft ins Stadion gehen zu können und unter Gleichgesinnten das Team anzufeuern», wie Grünenfelder sagt. Mit der Präsenz wolle man nicht sich selber feiern, sondern ansprechbar werden. Bei den Erklärungen spürt man, dass die Worte sorgsam gewählt werden – die Fankurven in Zürich, Basel und Bern sind auf Einheit bedacht, diese garantiert ihnen ein entsprechendes Auftreten. Leute, die ausscheren, sind nicht unbedingt beliebt. Warum sie ihr eigenes Ding machen müssten, wurde er früher oft gefragt, sagt der Berner Weber. Die Homosexualität sei ihr kleinster gemeinsamer Nenner, sage er dann. So, wie sich andere zu einer Gruppe zusammenfänden, die aus der gleichen Gemeinde kämen.

«Wir bewegen uns auf dünnem Eis»

Dirk Brüllau, Sprecher des Dachverbands schwul-lesbischer Fanklubs, rät Spielern davon ab, sich zu outen

NZZ am Sonntag: Warum müssen sich Schwule und Lesben in speziellen Fanklubs organisieren?

Dirk Brüllau: Das ist immer die Hauptfrage – warum wir nicht in anderen Fanklubs sein können. Wir können natürlich. Aber solange es Diskriminierung von Schwulen und Lesben in Stadien gibt, ist es sinnvoll, dass wir als Anlaufstelle da sind. Die meisten unserer Fanklubs haben auch heterosexuelle Menschen bei sich, die keine Lust auf Diskriminierung in Stadien haben. Aber unser Traum ist, dass es uns nicht mehr geben müsste.

Neben der praktischen Absicht, mit Gleichgesinnten Fussball zu gucken, gibt es also auch eine politische, die auf die Diskriminierung zielt.

Das ist so. Auch wenn das nicht von allen Mitgliedern gleichermassen getragen wird. Von den 800 Mitgliedern der «Queer Football Fanclubs», des Dachverbandes der schwul-lesbischen Fanklubs, tragen vielleicht 10 Prozent das Politische mit. Die anderen schätzen einfach die Gemeinschaft.

Wie wehren Sie sich gegen Diskriminierung in Stadien?

Wir beschränken uns nicht darauf, gegen den Hass auf Schwule zu kämpfen, sondern wenden uns generell gegen Sexismus im Stadion. Bei den Versuchen, Frauen in die Stadien zu brin-

Dirk Brüllau

Dirk Brüllau ist Sprecher der «Queer Football Fanclubs», des europäischen Dachverbandes der schwul-lesbischen Fanklubs, dem auch drei Schweizer und ein spanischer Fanklub angehören. Er hat zudem 2002 den schwul-lesbischen Fanklub Queerpass Sankt Pauli gegründet, der 28 Mitglieder hat. Der Hamburger ist aber auch Bayern-Fan und hat dort 2006 den schwul-lesbischen Fanklub Queerpass Bayern initiiert, in dem 63 Leute aktiv sind. (cen.)

suchen, Frauen in die Stadien zu bringen, wird zum Beispiel leichtsinnig mit Worten umgegangen. Wir sind auch Ansprechpartner für die Vereine, damit sie sensibilisiert werden.

Nennen Sie ein Beispiel, das Sie stört.

Es wird sehr viel mit Klischees gearbeitet. Bei St. Pauli gab es die Idee, den Frauen im Stadion eine Rose zu schenken. Eigentlich eine schöne Idee – aber es ist trotzdem nicht gut. Warum sollen die Frauen kein Matchbox-Auto kriegen? Warum kriegen Männer keine Rose?

Fussball gilt als eine der letzten Bastionen der Männlichkeit. Aufklärungsarbeit in Ihrem Sinn muss hart sein.

Absolut. Wir werden von zwei Seiten nicht ernst genommen. Von der heterosexuellen und der Schwulenszene. Für die einen sind wir die sekt-schlüpfenden Schwuppen, für die anderen die grölenden Fussballfans. Wir bewegen uns auf dünnem Eis.

Haben Sie schon Androhung von Gewalt oder gar Gewalt erlebt?

Als sich in Kaiserslautern die Queer Devils bei einem Stadionfest vorstellten, wurden sie angespuckt. Das ist der extremste Ausschlag. Über das Internet passieren heftige Sachen. Wenn Artikel zu diesem Thema erscheinen, dann werden dort Drohungen ausgestossen, die Angst machen.

Wie reagieren Sie im Stadion, wenn schwulenfeindliche Sprüche fallen?

Wir versuchen es zuerst mit einem Gespräch – allerdings nur, wenn wir sicher sind, dass unser Umfeld dabei ist. Meistens kommen diese Dinge von stark alkoholisierten Leuten, das macht die Diskussion schwierig. Da bleibt die Möglichkeit, zum Ordner zu gehen. Beleidigungen sind ein Straf-tatbestand. Theoretisch könnte jeder eingreifen und die Beleidigung zur Anzeige bringen.

In Deutschland sind die schwul-lesbischen Fussballfans seit Jahren aktiv. Stellen Sie eine Bewusstseinsveränderung bei den Fans fest?

Es gibt eine Verbesserung. Wir werden sogar konsultiert, wenn es um heikle Fragen geht. Bei St. Pauli war zum Beispiel eine Diskussion, ob man ein Getränk mit dem Namen «kalte Muschi» einführen soll. Das sollte witzig sein, zum Glück hat sich aber der Verein bei uns erkundigt, ob das

«Uns geht es zuerst um den Fan, darum dass sich zwei Männer oder zwei Frauen ohne Angst im Stadion küssen können.»

sexistisch sei. In der Fan-Szene wird geschätzt, dass wir politisch aktiv sind, dass wir uns nicht auf die Anti-Diskriminierungs-Geschichte beschränken, sondern uns auch dafür einsetzen, dass etwa die Stehplatzpreise erschwinglich bleiben.

Können Sie dazu beitragen, dass eine Stimmung herrscht, die einem schwulen Fussballer erlaubt, sich zu outen?

Das ist nicht unser erstes Anliegen. Uns geht es zuerst um den Fan, darum, dass sich zwei Männer oder zwei Frauen ohne Angst im Stadion küssen können. Erst wenn das funktioniert, können Spieler daran denken, sich zu outen. Es gibt auch jetzt noch Gesänge in den Stadien, die sich gegen Schwule richten. Solange das so ist, halte ich es für zu gefährlich für einen Spieler, sich zu outen. Man muss auch gucken, wie eine Mannschaft aufgestellt ist. Die Spieler zeichnen sich nicht unbedingt durch eine klare Haltung gegen Diskriminierung aus.

Der Boden ist also noch nicht bereit?

Es käme auf den Status und das Alter des Spielers an. Ich könnte mir am ehesten ein Outing eines Spielers vorstellen, der kurz vor dem Karriereende steht. Ein junger Spieler müsste von allen Seiten massiv unterstützt werden.

Interview: Christine Steffen